

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? Und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
Goethe.

Auch in den letzten Kämpfen des unseligen Schulkrieges sind die Alten geschlagen worden. Arg gelichtet ist die Phalanx der Hellenen, und triumphierend stehen die Realschulmänner auf dem erstürmten Bollwerk des heissumstrittenen „Gymnasialmonopols“. Mit unverbesserlichem Idealismus sagen die Geschlagenen: Recht so! „Nur fort mit dem Ballast der Berechtigungen, fort mit der trägen Last von Schülern, die lediglich diesen Berechtigungen zuliebe, Apollo und allen Musen zum Trotz, die Bänke zu scheuern pflegten!“⁸⁾ Als ob es auch noch eine nennenswerte Anzahl von Schülern gäbe, die aus andern Gründen, als den Berechtigungen zuliebe, auf unseren Bänken sitzen. Andre trösten sich und sagen, bei dem kommenden Geschlechte würde sich von selber zeigen, „dass unter denen, die zu führenden Männern geworden sind, solche einen Hauptbestand ausmachen und einen bevorzugten Platz einnehmen, welche die Grundlagen ihrer Bildung der Beschäftigung mit dem klassischen Altertum verdanken.“⁸⁾

Daneben giebt es aber auch andre, die klaren Blickes einsehen, dass sie auf verlorenem Posten stehen, wenn nicht alles geschieht, was noch geschehen kann. Denn die Realschule, hervorgegangen aus den trivialen Nützlichkeitsbestrebungen des alltäglichen Lebens, ein Zufluchtsort und Rettungsanker für manchen, der auf dem Gymnasium untersank, hat trotz der hochidealen Bestrebungen ihrer gegenwärtigen besten Vertreter, etwas sehr populäres, ich möchte fast sagen demokratisches. Sie hat ferner ihre gegenwärtige Stellung erobert, trotzdem alle Höhen und Spitzen, bis zur höchsten, mit Männern besetzt waren, die die alte Bildung in sich eingesogen hatten. Sie wird auch bei ihrem augenblicklichen Erfolge nicht stehen bleiben, sondern weiter kämpfen, und zwar mit grösserer Leichtigkeit und mehr Aussicht auf Erfolg. Sie

hat die Höhe gestürmt, sie steht jetzt mit ihrem Gegner auf gleichem Boden, Stirn an Stirn, und sie wird versuchen, ihn den jenseitigen Abhang hinabzudrängen.

Das könnte unter Umständen mit rasender Schnelligkeit geschehen. Denn das humanistische Gymnasium und seine berufenen Vertreter in Schul-, Universitäts- und Aufsichtskreisen müssen notwendigerweise Schwächen besitzen und Fehler gemacht haben, sonst hätte es nicht so weit kommen können. Vielleicht hat ein übertriebener Idealismus die Schuld, der sich weltvergessen in seine Wissenschaft versenkte und sich den klaren Blick trüben liess für das, was um ihn her im praktischen Leben vor sich ging. Darum ist der Idealismus an sich noch nicht zu verwerfen, und es gilt nur, diesen Auswuchs abzuschneiden, aber bald und gründlich! Vielleicht war es auch die vielberufene Stagnation, von der ich noch zu sprechen haben werde: dann gilt es, möglichst schnell aus ihr herauszukommen und nicht mehr hineinzufallen. Vielleicht sind es auch noch andere Gründe, die ich aber hier nicht untersuchen kann.

Dazu kommt aber noch eine neue Gefahr, die Gefahr der Entmutigung im eigenen Lager. Wie eine der besten Freuden des Lehrers das stolze Bewusstsein ist, ein nicht unwesentlicher Faktor in dem Kulturfortschritt seines Volks zu sein, das Bewusstsein: all das geistige und sittliche Gut, was du, dich selbst verbrauchend, einem neuen Geschlecht einpflanzt, das wird grünen und blühen in neuem, frischem und ewigem Leben zum Wohle deines Volks: so giebt es auch umgekehrt für den Lehrer nichts Entmutigenderes, als sehen zu müssen, dass das, was er lehrt und erstrebt, von seinem Volke nicht verstanden oder gar verachtet wird. Dann möchte mancher die Waffen strecken, denn nicht jeder ist ein Leonidas, und es giebt mehr als einen Ephialtes. Wenn auch das noch käme, dann möchte es allerdings mit rasender Schnelligkeit bergab gehen, dann hätte, was manche auch so schon befürchten, in Bälde das Sterbestündlein Homers auf deutschen Schulen geschlagen. Das darf nicht geschehen. Darum wollen wir „halten und dauern“, aber nicht müßig und resigniert, wie vielfach bisher, sondern in ernstestem Streben, auf dem Gebiete der Schule sowohl wie dem der Wissenschaft, auf dass das humanistische Gymnasium mit Ehren bestehe in dem nun erst recht beginnenden Kampfe. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“

In solchen Zeitläufen freilich an eine neue Homerübersetzung zu denken, wird von vielen günstigsten Falls mit einem mitleidigen Achselzucken schlecht verhehlter Verachtung für eine solche Rückständigkeit beantwortet werden; von andern wenigen wird wenigstens die gute Meinung und der Wille hoch angerechnet werden: Ich habe an meinem Homer übersetzt, weder den einen zum Trutz noch den andern zu Gefallen; sondern mir zur Freude habe ich die spärlichen Mussestunden dazu benutzt, in redlicher Mühewaltung die ewig schönen Gedanken des alten Dichters in mich aufzunehmen und sie dann in edler Dichtersprache unsres Volks, aber möglichst einfach und schlicht, wiederzugeben, auf dass einer, der es läse, es verstehe und sein Wohlgefallen daran habe.

Das giebt mir noch nicht das Recht, auf diesen Blättern mit meinen Versuchen vor einen Leserkreis zu treten. Dieses Recht nehme ich mir aus folgenden Erwägungen. Ich bin nicht der einzige, der den Eindruck hat, dass die Vossische Übersetzung, die sich auch heute noch des grössten Ansehens und der weitesten Verbreitung erfreut, trotz all ihrer Verdienste, nicht mehr für die heutige Zeit passt.

„Aber es klingt oft rauh den nachgebornen Geschlechtern
Jetzt der Gesang, und der Vers wandelt auf schwerem Kothurn.
Anderen Zeiten behagt ein anderes Singen und Sagen,
Und in lebendigem Fluss bildet die Sprache sich neu.“

So sagt Oskar Hubatsch in dem Vorwort seiner Iliadübersetzung (1894). Und ich teile mit vielen andern die Befürchtung, dass mancher, der von Homeros, dem Dichter der Dichter, viel hat rühmen hören und nun, des Griechischen unkundig, die Vossische Übersetzung zur Hand nimmt, um sich an der unvergänglichen Schönheit der alten Dichtung zu berauschen, sie enttäuscht wieder beiseite legt und vielleicht eine verhängnisvolle Verallgemeinerung auf das ganze Altertum macht. Es war in dem pädagogischen Betriebe der klassischen Altertumswissenschaft eine gewisse verderbliche Stagnation eingetreten. Vielleicht oder sicher war es nicht so schlimm, wie vielfach hinausgeschrieen worden ist. Aber dass man so hat schreien können, war schlimm genug, und die verderblichen Folgen zeigen sich ja überall. Jetzt beginnt allorts ein frischer belebender Geist zu wehen, und hoffentlich gelingt es ihm zu retten, was noch zu retten ist. Wenn aber auch heute noch auf den meisten Real- und ähnlichen Anstalten, die den Homer griechisch

nicht lesen können, ihn aber doch nicht ganz entbehren möchten, die Vossische Übersetzung zu Hilfe genommen wird, so ist das eine Stagnation bedenklichster Art, und wenn ich auch selbst nicht die Vermessenheit habe, mit meinen bescheidenen Proben die Vossische Übersetzung zu verdrängen, so soll doch das, was ich von Homerübertragung zu sagen habe, des neuen Geistes einen Hauch bedeuten.

Das Vorurteil für die Vossische Übersetzung ist alt und weitverbreitet. Steht es doch zu lesen in fast allen Literaturgeschichten, wird doch der Vossische Homer jahraus jahrein in zahllosen Neuauflagen reproduziert und, wie schon erwähnt, sogar den Schülern unsrer höheren Lehranstalten als bester deutscher Homer vorge setzt. Sowohl um zu zeigen, wie das gekommen ist, als auch um meine Ansicht zu begründen, muss ich auf die Geschichte der Vossischen Übersetzung etwas näher eingehen.

Vor nunmehr zwanzig Jahren ist diese Geschichte fast gleichzeitig von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten geschrieben worden. Im Jahre 1881 nämlich waren es hundert Jahre, dass Voss mit der ersten Ausgabe der Odyssee, an der er in den Jahren 1776—79 gearbeitet hatte, vor seine Zeitgenossen trat. Mit dieser Odyssee von 1781 haben wir es vorläufig zu thun, ich möchte aber gleich von vornherein bemerken, dass diese Odyssee grundverschieden ist und zwar zu ihrem Vorteil verschieden ist, sowohl von der Vossischen Ilias als auch von allen spätern Bearbeitungen der Odyssee durch Voss, dass sich aber in den Händen der Deutschen seit achtzig Jahren nur die späteren verschlechterten Ausgaben befinden.

Im Jahre 1881 nun veranstaltete kein geringerer als Michael Bernays „gleichsam als Säkularfeier des Vossischen Jugendwerkes“ einen Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 und versah ihn mit einer gefällig geschriebenen Einleitung, die auf 120 Seiten zunächst die Geschichte der Entstehung, eine Leidensgeschichte, und dann eine mit Wärme geschriebene Würdigung der Vossischen Urodissee enthält. Uns kümmert hier nur die Würdigung. Mit Wärme ist sie geschrieben, von der Hand eines kundigen Literaturhistorikers in seiner „hellen freundlichen Schreibart“. Sie lobt Vossens sachliches und wörtliches Verständnis wie seine Treue, die sich aber hier noch nicht knechtisch in Satzbildung und Wortstellung an das Original anschliesse; ein Sprachton, umkleidet mit

altertümlicher Würde, lagere über dem Ganzen, und der ganze Eindruck sei demjenigen verwandt, der für uns aus dem Original hervorgehe; auch seine Verdienste um das Versmass seien nicht gering, der Vers Klopstocks sei vervollkommenet und weiter gebildet. Dann klingt sie in die begeisterten Worte aus: „Doch keine historische Betrachtung ist nötig, um uns die Trefflichkeit der deutschen Odyssee schätzen zu lehren. Das Gedicht selbst redet zu uns mit entzückenden Lauten und lockt und hält uns mit der Macht unvergänglicher Poesie, mit dem Zauber des Märchens und den ernsten Reizen ewiger Wahrheit“. Wer möchte nach diesen Worten nicht mit hochgespannten Erwartungen an das Gedicht herantreten, wer die Worte des zünftigen Meisters zu bezweifeln wagen? Allein das Bild hat auch eine Kehrseite, und auch diese muss der gewissenhafte Forscher genau betrachten.

Im folgenden Jahre nämlich schon, 1882, erschien ein Buch unter dem Titel: Geschichte der deutschen Homerübersetzung im 18. Jahrhundert von Dr. Adalbert Schroeter. Der Verfasser wollte das, was er „von Bernays mehr essaymässig gegeben fand, in genetischem Zusammenhange vorführen“ und „so ein anmutig Kapitel deutscher Litteraturgeschichte“ geben, „welches bei seiner hohen Bedeutung und reichen Ergetzlichkeit noch nicht geschrieben stand.“ Uns interessieren hier hauptsächlich die Abschnitte, wo Schroeter über die Vossische Urodissee handelt, die er unter Beibehaltung der Schreibung in der Ausgabe von 1781 schlechtweg Odyssee nennt. Von Seite 235 ab prüft er das Werk „zunächst rücksichtlich des Wortsinnes; dann auf Farbe, Ton und Stil, endlich seinen Rhythmus und die Diktion an sich.“ Die Ergebnisse werden uns nach den vorher angeführten Worten von Bernays überraschen. Schroeter untersucht also zunächst eine Reihe von Stellen hinsichtlich der wörtlichen Treue, nämlich die Verse: Od. 1,1—10; 6,127 ff.; 11,240 ff.; 12,165 ff.; 22,4, 8, 11, 438, 444, 464 und gelangt zu dem Resultat, dass an diesen und zahllosen andern Stellen der Wortsinn des Originals arg getrübt ist durch Verschobenheiten, Eingriffe, Härten und grosse Freiheiten. Od. 12,165 ff. und an manchen andern Stellen kann thatsächlich nicht mehr von wörtlicher Treue, sondern höchstens von freier Nachdichtung die Rede sein. Allein ich tadle Voss deshalb am allerwenigsten und spare mir im übrigen hier und im nächstfolgenden die Beispiele sowohl wie die Kritik der Schroeterschen Ansichten, bis ich im

folgenden von meinem Standpunkte aus auf die Sache zu reden komme. — Was nun Farbe, Ton und Stil angeht, so hat Schroeter in den erwähnten Beispielen mit Absicht nur dort gerügt, wo mit der Worttreue fast immer zugleich die stilistische geschädigt wurde. In allgemeinsten Beziehung zwar gebe die Odyssee ein leidliches Bild des homerischen Stiles, aber auch nur ein leidliches. Schon Bernays habe sich selbst widerlegen müssen, als er sagte, Voss trage gewissenhafte Scheu, dem Originale etwas Fremdes anzuheften. Diese Widerlegungen liessen sich vermehren, es fänden sich Flecken und Fehler genug. Auf dem Gebiete der Epitheta, der Wortschöpfung und Wortzusammensetzung wandle Voss in Stolbergs Spuren, die meisten der Voss zugeschriebenen Neuschöpfungen fänden sich schon bei Stolberg, die Vossischen trügen nur die Larve der Einheit und seien auf Täuschung berechnet, auch oft genug arge Verirrungen, wie „blutgeschändete Mutter“. Darum sage mit Recht Jakob Grimm: „In Vossens Homer ist einiges gut, einiges trefflich wiedergegeben, und so weit mussten es Fleiss und Studien schon bringen; allein ebensowenig konnten sie den Mängeln und Härten ausweichen, die mit jenen Vorteilen und Vorzügen ganz folgerecht bestehen; darüber hat das Ganze einen gebrochenen unepischen Ton empfangen. Ausdrücke wie: der Herrscher im Donnergewölk Zeus, oder: in des Herzens Geist und Empfindung, und viele ähnliche waren mir lange immer unbehaglich und halb komisch vorgekommen, bis ich hernach fand: es fehle ihnen gerade das volksmässige, d. h. das, was in der innersten Sprache von lange her gelegen und gelebt haben muss, um solche Redensarten mit und in ihr machen zu können“.

Schroeter prüft sodann den metrischen Charakter der Odyssee und wendet sich zunächst gegen Vossens Streben, nicht nur die Verszahl seiner Übersetzung mit der des Originals in Übereinstimmung zu bringen, was Herbst eine Elementarbedingung nennt, die Voss zuerst erfüllt habe, sondern auch das Einzelwort in den korrespondierenden Versteil zu stellen und so den Stoff jedes griechischen in je einem deutschen Hexameter in thunlichster Anlehnung an seine rhythmische Individualität zu erschöpfen. Das nennt Schroeter mit Rücksicht auf die Grundverschiedenheit der beiden Sprachen und, wie mir scheint, mit Recht, ein höchst eitles und spielerisches Bemühen. Im übrigen wird zugegeben, dass „die rhythmische Haltung der Odyssee eine fast gefällige und anmutige

ist, im allgemeinen, denn im besondern giebt es zu tadeln und zu verwerfen auf jedem Blatte. Ja, es giebt ungeheuerliche umfangliche Stellen hinterlistiger Prosa, die so sehr alles Vershaften ermangeln, dass sie ohne Versabteilung kein Mensch für metrifiziert halten würde“. Dafür folgen die Beispiele, und zum Schluss wird noch einmal gelobt und getadelt: „Es giebt Seiten von rhythmischer Schönheit und poetischer Reine. Schade, dass man eben nur von Seiten, nicht vom Ganzen es aussagen darf.“

Schliesslich „die Diktion an sich“. „Sie litt an Poesiewidrigkeiten, Flachheiten und grammatikalischen bewusst begangenen Fehlern.“ Zu den schon besprochenen Beispielen werden neue gebracht; ich nehme nur einige von vielen: 1, 173 was rühmen sich jene vor Leute? 189 lange preisen wir uns Gastfreunde; 228 Ereifern musste die Seele jedes vernünftigen Mannes; 336 Thränend wandte sie sich zum göttlichen Sänger; 362 als sie nun oben kam mit den Jungfrauen, weinte sie wieder ihren trauten Gemahl u. s. w. u. s. w. Die Sprache trage oft einen ganz unerträglich hausbackenen, viel mehr hausbacken-dummgemüthlichen als kindlich-naiven Ton. Schroeters Endurteil lautet zusammengedrängt: „Fassen wir alles nochmals zusammen, was ich eingehend über inhaltliche Treue, Stil, Rhythmus und Diktion der Odyssee mitgeteilt habe, so ergiebt sich ihr Wert als ein doch, meine ich, sehr bedingter. Eigentlich nach keiner Seite hatte Voss eine absolute Höhe erstiegen; die inhaltliche Treue war lädiert, mit ihr die stilistische; das Werk gaukelte zwischen pedantischer Nachformung und stellenweise sehr freischwebender Nachdichtung. Das Originelle der Wortschöpfung war Voss nicht selbständig eigen, sondern er wandelte einfach weiter auf der so schön und breit erschlossenen Bahn Stolbergs. . . . Rhythmisch aber hatte Voss ein Verdienst erworben. Sein Versbau war sorgfältig und gefällig, er hatte dem deutschen Hexameter gewisse Regeln gegeben; . . . aber seine Dichtung erhielt eine ermüdende, einschläfernde Wirkung. . . . Die Diktion schliesslich trug einen gebrochenen Ton; aber was schlimmer war, sie war nicht rein und nur zu oft poesielos nicht nur, sondern auch poesiewidrig, ja manchmal sei es wie eine Travestie, wie in dem „Lieber Papa“ Nausikaas oder „Als die heilige Macht Alkinoos solches vernommen“ und „Hüter der Schweine, wer ist der neulich gekommene Fremdling?“

Hier haben wir, von Bernays und von Schroeter, die Ansichten

zweier Männer, die sich eingehend mit der Sache beschäftigt haben, und diese Ansichten stehen einander diametral gegenüber. Beide stehen nicht allein, jeder von ihnen hat ein grosses Gefolge; wer das grössere hat, ist schwer zu sagen. Wenn man hört, dass es heute fast zum guten Tone gehöre, das Werk des wackern Eutiners zu verspotten, dann könnte man meinen, Schroeter habe die meisten Anhänger. Wenn man aber die grosse Verbreitung der Vossischen Übersetzungen sieht, dann könnte man meinen, Bernays und die alten seien die zahlreicheren. Jedenfalls lässt die Wichtigkeit der Sache eine erneute Prüfung unumgänglich erscheinen.

Da ist nun zunächst zu beachten, dass auch die begeistertsten Lobredner Vossens kein unbedingtes und absolutes Lob zu spenden vermögen. Schon Wieland, der das Buch im April 1782 im Journal anzeigte, schliesst seine übrigens sehr schmeichelhafte Recension, in der aber hauptsächlich nur der Fluss der Verse und die Treue gelobt werden, mit den Worten: „Kurz, Homer hat noch in keiner uns bekannten Übersetzung in jeder Betrachtung weniger verloren“, ein nicht ganz uneingeschränktes Lob, wie mich dünkt. Gruppe ist nicht ganz blind für die Mängel der sonst von ihm so hoch gestellten Vossischen Übersetzung. Herbst, der begeisterte Biograph Vossens meint, dass trotz der Trefflichkeit der Odyssee noch Fortschritte denkbar seien, den Abstand zwischen ihr und dem Original zu verringern, und selbst Bernays spendet, wenn man genauer zusieht, vielfach nur relatives Lob, indem er zeigt, wie weit Voss seine Vorgänger und Mitbewerber um das hohe Ziel hinter sich lässt. Gewiss, für seine Zeit und für die deutsche Litteraturgeschichte hatte Voss etwas Grosses gethan; wer möchte seinen gewaltigen Einfluss auf die grössten unsrer Dichter verkennen und seine Verdienste um die deutsche Sprache und Verskunst unterschätzen? Das soll ihm ewig unvergessen und ungeschmälert bleiben. Aber etwas andres ist die Frage, ob die Vossische Übersetzung heute noch die denkbar beste und überhaupt die beste ist?

Was zunächst den von Schroeter gerügten Mangel an wörtlicher Treue angeht, so hat Schroeter allerdings Recht, wenn er denselben hervorhebt, wo die Treue vielleicht doch etwas über Gebühr gelobt wird. Auch ist Voss in den spätern, verschlechterten Bearbeitungen der Odyssee der Wort- und Silbentreue noch viel näher gekommen, freilich oft zum Schaden; und in seiner Odyssee von 1781 giebt es thatsächlich Stellen, die einer freien Nachdichtung

näher kommen als wörtlicher Übersetzung, z. B. die von Schroeter angezogene Od. 12. 165 fg.

„Also verkündet' ich jetzo den Freunden unser Verhängnis. 165

Und wie geflügelt entschwebte, vom freundlichen Winde
getrieben,

Unser gerüstetes Schiff zu der Insel der beiden Sirenen.

Plötzlich ruhte der Wind; von heiterer Bläue des Himmels

Glänzte die stille See; ein Himmlischer senkte die Wasser.

Meine Gefährten gingen und falteten eilig die Segel, 170

Legten sie nieder im Schiff und setzten sich hin an die

Ruder;

Schäumend enthüpfte die Woge den schön geglätteten

Tannen.

Aber ich schnitt mit dem Schwert aus der grossen Scheibe

des Wachses

Kleine Kugeln, knetete sie mit nervigen Händen

Und bald weichte das Wachs, vom starken Drucke bezwungen, 175

Und dem Strahle des hochhinwandelnden Sonnenbeherrschers.“

Indes das ist meiner Ansicht nach einem deutschen Homer am allerwenigsten zum Vorwurf zu machen, dass er sich nicht wörtlich an das griechische Original hält. Von Wilamowitz sagt, dass wir in Wahrheit ein einzelnes Wort fast nie übersetzen können, „weil abgesehen von technischen Wörtern niemals zwei Wörter zweier Sprachen sich in der Bedeutung decken“, sondern dass es gilt, „den Buchstaben verachten und dem Geist folgen, nicht Wörter noch Sätze übersetzen, sondern Gedanken und Gefühle aufnehmen und wiedergeben. Das Kleid muss neu werden, sein Inhalt bleiben.“⁽¹⁴⁾ Und wenn wir die eben zitierten Verse mit andern wörtlich übersetzten Stellen vergleichen, so werden wir bei unbefangener Betrachtung keinen Augenblick Bedenken tragen, der „freien Nachdichtung“ vor der wörtlichen Übersetzung den Vorzug zu geben. Denn darin besteht ja gerade der grosse und allgemein eingestandene Vorzug der Vossischen Urodissee (von 1781) vor allen seinen spätern Bearbeitungen, dass er in seinem bewussten Ringen nach wörtlicher und metrischer Treue all den natürlichen Schmelz, all jenen Duft und Hauch unbarmherzig weggewischt hatte, den er, trotz mancher Flecken, immerhin in seiner ursprünglichen glühenden Begeisterung und jugendlichen Unbefangenheit über die erste Bearbeitung ausgegossen hatte. Weggewischt war jener Zauber im

Streben nach pedantischer Wort- und Verstreue, so dass seine Zeitgenossen betroffen waren im Jahre 1793 über das veränderte Aussehen der Odyssee. Also nicht wegen Mangels, sondern höchstens wegen eines Übermasses an wörtlicher Treue würde ich die Odyssee des Jahres 1781 tadeln.

Was dann die metrische Form der Vossischen Urodissee angeht, so werde ich über den Hexameter als solchen und seine Verwendung zur Homerübertragung noch weiterhin zu reden haben. Hier handelt es sich nur um seine Handhabung durch Voss. Da ist nun zunächst wieder rückhaltlos zuzugeben, dass Vossens Verse trotz vieler Mängel und Schwächen im Vergleich zu denen des Messias einen gewaltigen Fortschritt bedeuten, und dass Voss in seiner ersten Odyssee schon bahnbrechend wirkt für die Einbürgerung des Hexameters in die deutsche Litteratur, und das muss, mag man vom Hexameter urteilen, wie man will, immer als ein grosses Verdienst betrachtet werden. Freilich den erwähnten Mängeln kann man sich nicht verschliessen; Verse mit so lahmen Trochäen wie:

„Dessen Tochter hält den ängstlich harrenden Dulder“

oder:

„Wenn sich deine Seele mit Brod und Weine gelabt hat,“

die auch Herbst II, 1 S. 91 tadelt, und deren es viele giebt, sind als Hexameter nicht zu dulden. Bekanntlich vervollkommnet sich Voss später nach dieser Richtung hin, indem er eifrig nach Daktylen und Spondeen sucht, aber dafür verfällt er in andere nicht minder schwere Fehler gegen Satz- und Wortbetonung. Wer denkt nicht an die berühmtesten Versausgänge: — „Herrscher im Donnergewölk, Zeus;“ — „Ordner der Welt Zeus;“ — „und plötzlich durchflog unlöslich umher Glut“ u. s. w. Im allgemeinen zwar hat er sich in der ersten Odyssee vor diesen Verletzungen des Satzaccents noch glücklich bewahrt, einige aber finden sich doch schon, z. B. 1, 62: „Warum denn zürnest du so, Zeus? 13, 39:

„Sendet mich jetzt, nach geopfertem Trank, in Frieden; und lebt wohl!“

ferner 5, 294 u. ö.: — „und dem düstern Himmel entsank Nacht.“ — Schlimmer sind die Fehler gegen die Wortbetonung. Gewisse Freiheiten bezüglich Wort- und Versbetonung haben sich die deutschen Dichter aller Zeiten gestattet, indem sie es dem Leser überliessen, den Widerstreit zwischen Wort- und Versbetonung durch schwebende Betonung auszugleichen, und in manchen Dichtungsgattungen

wird sie sogar von den Dichtern mit Absicht angewendet, um eine gewisse Eintönigkeit zu vermeiden. Allein gerade beim Hexameter ist eine solche Eintönigkeit nicht zu befürchten. Einen Vers wie:

„Drauf antwortete Zeus blauäugige Tochter Athene“

würde man sich das eine oder andre Mal gern gefallen lassen, allein unter den von Voss gebrauchten Formeln zur Einleitung der Gegenrede ist diese bei weitem die gebräuchlichste, während Goethe sie, soviel ich sehe, sowohl im Reineke Fuchs als auch in Hermann und Dorothea nur einmal verwendet. Von Vossens Nachfolgern behalten manche sie bei, die neuern, so Hubatsch und Jordan, meiden sie. Zahlreich sind die Verstösse gegen die Wortbetonung, ich wähle nur einige aus dem 13. Gesang:

46. Und mit Heil, und nie heimsuche die Insel ein Unglück.

66. Auch die Königin liess ihn von drei Jungfrauen begleiten.

157. Zum schiffähnlichen Fels, das alle Menschen dem Wunder Staunen.

195. Unter fremder Gestalt: Heerstrassen, schiffbare Häfen.

303. Jezo komme ich hierher, um dir Anschläge zu geben.

305. Dir heimkehrenden schenken.

365. Heimliche Winkel umher ausspähend.

396. Muss einschrumpfen das schöne Fleisch der biegsamen Glieder.

Vgl. Minor, Neuhochdeutsche Metrik, 2. Aufl., S. 130.

Das verhängnisvollste aber, was Voss in metrischer Beziehung gethan hat, ist dieses, dünkt mich, dass er, was Herbst eine Elementarbedingung nennt, die Verszahl seiner Übersetzung mit der des Originals in Übereinstimmung brachte, indem er den Gedankeninhalt eines griechischen Hexameters jedesmal in einem deutschen Hexameter unterbrachte. Von Wilamowitz sagt, es sei unvermeidlich, dass die Übersetzung länger werde als das Original, wenn man nicht hier vom Stil, dort vom Gedanken etwas opfern wolle, und die falsche Methode der Treue, der „Versmasse der Urschrift“ sei die Tochter der Ignoranz¹⁴⁾. Ob eine Homerübersetzung auch in jedem Fall länger werden wird als das Original, weiss ich noch nicht. Aber dass sie nicht genau so lang werden kann, das weiss ich. Denn wie wäre es möglich, die 12110 Verse der Odyssee mit ihren ca. 181650 Silben (12110×15) in ebensoviel deutschen Silben wiedergeben zu wollen, ohne der Sprache, dem Stil, der Worttreue Gewalt anzuthun? Dabei kommt wohl ein Kunststück zu stande, aber nimmermehr ein Kunstwerk. Vor Voss

hatte man sich das nicht unterfangen, nach ihm versuchen es alle Hexametriker. Wie verhängnisvoll das war, wird sich noch zeigen.

Nun zum Stil und zur Diktion. Da kann ich nun leider nicht anders, als in der Hauptsache mich dem harten Urteile Schroeters anschliessen. Poesielosigkeiten und Poesiewidrigkeiten, Flachheiten, Geschmacklosigkeiten, Härten, Abweichungen vom Sprachgebrauch, die nicht das Bürgerrecht haben erlangen können, alles das begegnet einem auf Schritt und Tritt. Ganze Bogen liessen sich mit Beispielen füllen. Ich nehme nur das, was sich mir gerade bietet aus dem zufällig gewählten 13. Gesang:

V. 4. Die „mit Erz gegründete Wohnung“ für *χαλκοβατὲς δᾶ* ist schwülstig und unverständlich, etwa: meines Hauses eherner Schwelle.

15. „Denn Einen belästigen solche Geschenke“ scheint mir wenig poetisch und auch nicht verständlich genug; man muss, wie so oft einen Blick ins Original thun, um die Übersetzung zu verstehen; der Sinn ist: man kann vom einzelnen Manne nicht verlangen, dass er aus eigenen Mitteln so reiche Geschenke giebt.

18. „Als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte,

Eilten sie alle zum Schiffe mit männerehrendem Erze.“

Wenn man in dem ersten der beiden Verse den Zusatz „mit Rosenfingern“, wie es die Cäsur fordert, mit „erwachte“ verbindet, so entsteht eine arge Geschmacklosigkeit. Das „männerehrende Erz“ des folgenden Verses ist auch schwer verständlich, besser trifft schon Jordans „männerbeglückendes Erzgut.“

20. „Aber die heilige Macht Alkinoos legte das alles,

Selber das Schiff durchgehend, mit Sorgfalt unter die Bänke;“

Das lese einer noch einmal: „die heilige Macht Alkinoos legte es unter die Bänke!“ Wie prosaisch der Ausdruck „legte es unter die Bänke!“ und dann das berüchtigte, „die heilige Macht Alkinoos“ *ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο*, eine wörtliche Übersetzung, aber auch sonst nichts, am allerwenigsten ein dichterischer deutscher Ausdruck für den edlen Phäakenfürsten. Was machen wir mit dem Ausdruck, diesem Steine des Anstosses für alle Übersetzer und ihre Leser? Was machen die Übersetzer damit? Die meisten schleppen Vossens unglückliche wörtliche Prägung mit geringen Modifikationen weiter. Jordan schreibt „Alkins gesegnete Stärke“ und weiss dem armen Leser nicht anders zu helfen, als dass er ihn in der Einleitung mit dem billigen Troste abspeist, „dass diesen

Ausdrücken von den uns geläufigen einigermaßen entsprechen würden: Seine Hoheit Telemach; Seine Majestät, König Alkinoos.“ In solchen Fällen bedauert man wohl am meisten das Fehlen eines ausgewachsenen epischen Stiles. Aber wenn man uns denselben schaffen will, darf man auf dem von Voss gewiesenen Wege nicht fortfahren. Man erinnere nicht an Schillers „König Rudolfs heilige Macht“, denn das ist ein wesentlich anderer Fall. Wie macht es das Nibelungenlied? Es redet schlichthin von „König Siegmund“, „König Gunther“, „König Etzel“ u. s. w. Und so würde ich auch einfach sagen: König Alkinoos oder ähnlich; das ist deutsch, und mehr haben der griechische Sänger und seine Zuhörer bei dem traditionellen Ausdruck auch wohl nicht gedacht, und wenn das zugegeben wird, dann habe ich ausserdem treu übersetzt.

42. „Dass ich unsträflich die Gattin

Wiederfinde daheim, und unbeschädigt die Freunde“. —

Man spricht wohl von unbeschädigten Sachen, aber nicht von unbeschädigten Freunden.

45. „Euch segnen die Götter“, will heissen: „mögen Euch die Götter segnen“, vielleicht besser: „segnen Euch die Götter“.

54.

„Sie gossen

Flehend den Göttern des Tranks, die den weiten Himmel bewohnen.“

„Sie gossen des Tranks“ und ähnliche Konstruktionen sind bei Voss in ihrer Häufigkeit vielfach und mit Recht getadelt worden. — „Flehend den Göttern“; Voss konstruiert das Zeitwort „flehen“ entgegen unserm heutigen Sprachgebrauch durchweg mit dem Dativ, so in diesem 13. Gesang noch: „Unserem Volke zu flehen“ 181; „nun fleht' er den Nymfen“ 253; „Wie einem der Götter fleh' ich dir“. Schliesslich beachte die Wortstellung!

81. „Wie wenn auf ebener Bahn vier gleichgespannete Hengste

Alle zugleich hinstürzen“;

man sollte meinen, sie stürzten zu Boden, aber in Wirklichkeit soll es heissen: sie rennen vorwärts.

92. „Und nun schlief er so ruhig und alle sein Leiden vergessend.“

106. „Und Bienen bereiten drinnen ihr Honig.“

Das Neutrum herrscht allerdings noch eine zeitlang im frühern Nhd., so bei Luther. Daneben aber erscheint schon früh das Maskulinum, das heute ausschliesslich herrscht.

116. „Und sie stiegen vom Schiffe mit zierlichen Bänken ans Ufer.“

Das liest sich infolge der falschen Cäsur, als hätten sie Bänke aus dem Schiffe ans Ufer getragen (*μηὸς ἐξίγρου*).

219. „Nun weint' er sein Vaterland wieder“,
statt: er weinte um sein Vaterland.

407. „Allda mästen sie sich mit lieblichen Eicheln und trinken
Schattiges Wasser, wovon das Fett den Schweinen
entblühet.“

413. „Fuhr, um Kundschaft zu spähn“,
statt „nach Kundschaft zu spähen“.

Ich will es genug sein lassen mit dieser Auslese, es ist bei weitem nicht alles, was hätte getadelt werden können. Ich könnte auch jeden beliebigen andern Abschnitt wählen, das Resultat wäre dasselbe. Es ist nicht anders: Trivialität und Bombast sind, wie von Wilamowitz sagt⁴⁾, die Hauptmerkmale des Vossischen Stiles, Grammatik und Satzbau würden einem Primaner arg verdacht werden, und eine bessere Schule der Geschmacklosigkeit lässt sich kaum denken. Freilich, ich wiederhole es, nicht gering sind trotzdem die Verdienste des wackern Voss, und manches, was wir heute tadeln müssen, fällt dem achtzehnten Jahrhundert zur Last, denn die Sprache ist doch eine andre geworden; auch konnte Voss in der Sturm- und Drangperiode und in der Zeit des Klassicismus manches wagen, was sich eben doch nicht hat halten können. Aber der Erkenntnis dieser unabänderlichen Thatsachen sollte man sich dann auch weiter nicht verschliessen und endlich einsehen, dass die Vossische Odyssee nur noch litterarhistorischen Wert hat, wenn auch noch so hohen und sollte die nötigen Folgerungen daraus ziehen. Dabei gehe ich nun allerdings nicht so weit wie Schroeter, der vielleicht in unnötig scharfer Weise die von Bernays veranstaltete Neuausgabe für eine mehrseitig rechtlose erklärt. Er vermisst darin vor allem den Nachweis, dass die späteren Bearbeitungen durch Voss Verschlechterungen gewesen seien, um ihn dann selbst zu erbringen, und damit werden wir uns nun zunächst zu beschäftigen haben.

„Voss hatte seiner Nation“ — ich möchte lieber sagen: seiner Zeit — „aber nicht sich selbst genug gethan; er wollte seine Sache immer besser machen, trieb den Anschluss an das Original weiter als billig und verdarb daher die Ilias von vornherein, die Odyssee

in den spätern Fassungen.“ So urteilt Scherer in seiner Geschichte der deutschen Litteratur auf Seite 508, und mit diesem Urteile könnten wir uns eigentlich begnügen, denn Scherer muss es wissen. Aber vielleicht ist es doch nicht überflüssig, einige Einzelheiten hier anzuführen. Die überarbeitete Odyssee erschien gleichzeitig mit der Ilias im Jahre 1793 unter dem Titel: Homers Werke von Johann Heinrich Voss. Vier Bände. Altona bei J. F. Hammerich. Die Odyssee vom Jahre 1781 war so stark verändert, dass nach dem Urteile des Merkur vom Jahre 1795 (Dezemberheft S. 400), der die erste Recension enthielt, kaum 10 Verse unverändert geblieben waren. Schon in diesen Merkurrecensionen und vorher beim Vorlesen im Weimarer Kreise war neben viel Lob auch viel Tadel laut geworden; besonders beachtenswert scheint mir Wielands Wort: Allzu grosse Treue wird oft wahre Untreue (Merkur 1795, S. 422). Dann erschien in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung von 1796, S. 474, August Wilhelm Schlegels klassische Recension, die ich, obwohl sie sehr interessant und lehrreich ist, auch nicht auszugsweise hier wiederzugeben brauche, da man bei Schroeter a. a. O. S. 320 ff. einen ziemlich ausführlichen Auszug nachlesen kann.

Was Schlegel zu tadeln hat, betrifft so viele und so wichtige Dinge, dass man nicht recht begreift, wie man trotz dieser Erkenntnis zu der nachmaligen Überschätzung der Vossischen Übersetzung gekommen ist. Vielleicht war es die Ermangelung einer bessern und der nicht abzustreifende eitle Wahn, nun in der „edleren Sprache Teutonia“ einen Homer zu besitzen, der sich dem griechischen würdig an die Seite stellen könne, wie ja auch Voss von sich träumte:

„Der Welt nicht,

Aber der Nachwelt Dank sei der Lohn, und über den Sternen
Unter Palmen ein Siz zur Seite Deines Homäros.“

Vielleicht auch ist vielfach urteilslos das Lob, das die Odyssee von 1781 in mancher Beziehung wohl verdiente, uneingeschränkt auf die spätere, verschlechterte Bearbeitung übertragen worden.

Wer aber genauer wissen will, wie es mit dieser Verschlechterung steht, kann sich darüber unterrichten, wenn er mit eigenem Urteil Gruppes⁴⁾ voreingenommene Darstellung (S. 74 ff.) liest. Ich kann hier nur wenige Einzelheiten bringen. Überall zeigt sich das Bestreben nach grösserer Treue, nicht nur nach wörtlicher Treue,

sondern auch, was das verhängnisvollste war, nach möglichst engem Anschluss an das Original hinsichtlich des Satz- und Versbaus. ὅς μάλα πολλὰ πλάγχθη hiess z. B. 1781: „welcher so weit geirrt“, 1793 heisst es: „der vielfach umgeirrt“. Das ist noch nicht schlimm, aber sehr kleinlich. Schlimmer wird die Sache, wenn die Übereinstimmung nicht ohne Zwang und Opfer im Deutschen erreicht werden kann. ἰέμενός περ hiess z. B. 1781: „wie eifrig er strebte“, nicht gerade musterhaft, aber erträglich; doch damit ist Voss nicht zufrieden, er muss ja ein Partizip haben und ein einsilbiges Wörtchen am Versschluss, und so entsteht „eifrig bemüht zwar“. Das bekannte ῥήπιοι kann deutsch nur übersetzt werden „die Thoren“, und das würde sich auch an jeder Stelle des Hexameters unterbringen lassen, nur nicht am Anfang; aber Voss muss es im Anfang haben, denn es steht ja auch im Griechischen im Anfange, darum schreibt er schon 1781 sehr gezwungen: „Thoren“; aber ῥήπιοι hat ja 3 Silben, darum heisst es 1793: „Thörichte“!

So könnte man noch lange fortfahren, namentlich wäre viel zu sagen über die undeutsche, gezwungene Wortstellung, die schon Schlegel stark getadelt hat. Allein es ist genug, und das steht fest: Voss war auf Irrwege geraten, und der Vossische Homer war verdorben. Das geht auch daraus hervor, dass Johann Heinrichs Sohn, Abraham Voss, bereits im Jahre 1837 einen Neudruck der Odyssee von 1781 veranstaltete, der sich 1843 wiederholte, dass ferner der wiederholten Dürsschen Prachtausgabe der ursprüngliche Text zu Grunde gelegt wurde, und dass endlich Bernays sich im Jahre 1881 zu dem mehrfach erwähnten Neudruck entschloss. Und dennoch hat der Vossische Homer über alle seine Vorgänger und Nachfolger den Sieg davon getragen. Über seine Vorgänger, das ist zu verstehen. Denn an eine Rehabilitation der Stolbergschen Ilias, für die Schroeter mehrere mutige Lanzen bricht, kann ich trotz aller Verdienste Stolbergs um die Homerische Sache aus mehrfachen Gründen nicht glauben. Wie aber ist es mit Vossens Nachfolgern? Denn dass seine Übersetzung doch nicht so allgemein gefallen und befriedigt hat, geht auch aus der grossen Zahl derer hervor, die es nach ihm besser zu machen versucht haben. Schroeter giebt in seinem mehrfach erwähnten Buche auf Seite 9 ff. den „Grundriss einer Geschichtstabelle der deutschen Homerübersetzungen“. Er zählt bis zum Jahre 1794 43 Nummern, von denen allerdings die meisten nur Bruchstücke enthalten, und von denen diejenigen, die

in Betracht kommen, als Vorgänger Vossens betrachtet werden müssen. Sie fallen ausser den Kreis unserer Betrachtung. Dann zählt Schroeter, ohne auf absolute Vollzähligkeit Anspruch zu erheben, die Übersetzungen des neunzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1881 auf. Sie sind Nachfolgerinnen der Vossischen, und sie muss ich hier, unter Auslassung natürlich der verschiedenen Neuauflagen von Voss, der Reihe nach aufzählen, und vielleicht wird mancher staunen über die grosse Zahl derselben:

1. — 1816. F. A. Wolf, Einige Verse aus einer verdeutschten Odyssee. Bd. IV, 561. — Lit. Analekta Bd. I. — Übersetzung der ersten 100 Verse der Odyssee. Lit. Analekta Bd. II.
2. — 1822. Conrad Schwenk, Die Homerische Odyssee. Zehnter Gesang als Probe. In Hex. — Fünfter Ges. 1826. Frankf. — Sechster Ges. 1829. Bonn und Frankf.
3. — 1822. K. L. Kannegiesser, Das erste Buch der Odyssee. Probeschrift. Leipzig.
4. — 1823. Chr. Oertel, Homer in Prosa. München. 2 Bde.
5. — 1826. J. St. Zauper, Übersetzung des Homer in Prosa. Prag. 4 Bde.
6. — 1826. K. G. Neumann, Ilias und Odyssee. Dresden. 2 Bde. In Hex.
7. — 1830. 51. Wiedasch, Odyssee. Stuttg. In Hex.
8. — 1828. 35. Schaumann, Odyssee und Ilias. 6 Bdchen. Prenzlau. In Hex.
9. — 1839. 40. Ferd. Rinnes, Die Ilias und Odyssee in Stanzen.
10. — 1844. Albert von Carlowitz, Ilias in gereimten Alexandrinern.
11. — 1844. August Jakob, Odyssee. In Hex.
12. — 1846. Hermann Monjé, Homers Ilias in Hex. Frankfurt a. M.
13. — 1852. 57. Wiedasch, Ilias in Hex.
14. — 1854. 56. von Minckwitz, Homer in Prosa.
15. — 1855. Donner, Ilias und Odyssee in Hex.
16. — 1860. Ferd. Rinnes, Probe einer Übersetzung der Odyssee in der Nibelungenstrophe.
17. — 1861. Carl Uschner, Ilias und Odyssee. In Hex.

18. — 1865. C. Th. Gravenhorst, *Odysseus' Heimkehr*. Ein Heldengedicht in fünfzig Liedern. Nach den Grundlinien der hom. Dichtg. ausgef. und den deutschen Frauen gewidmet von —. Hann. In vierzeiligen Strophen, bald jambisch, bald trochäisch.

19. — 1875. Wilh. Jordan, *Homers Odyssee*, übersetzt und erklärt. Frankf. a. M. In Hex.

Soweit Schroeter. Dazu füge ich noch diejenigen, die mir bekannt geworden sind aus der Zeit nach 1881, auch ohne auf absolute Vollzähligkeit Anspruch zu machen, natürlich mit Ausschluss der sogenannten „wortgetreuen“ von Freund, „einem Schulmann“, von H. R. Mecklenburg und der „nach Mecklenburgs Grundsätzen“, und wie jene traurigen Machwerke alle heissen mögen, denen von vornherein weder ein künstlerischer noch ein wissenschaftlicher Wert zukommt, die aber leider immer üppiger ins Kraut schiessen zum Schaden der lieben Jugend. Zunächst ist Schroeters Verzeichnis noch eine Nummer hinzuzufügen:

20. — 1865. F. W. Ehrenthal, *Homers Odyssee und Ilias*, im Versmass der Urschrift. Od. 1865.

Nach 1881 sind mir dann noch bekannt geworden:

21. — 1881. Wilh. Jordan, *Homers Ilias*, übersetzt und erklärt. In Hex.

22. — 1882. Ad. Kähler, *Homers Odyssee*. Metrisch übersetzt.

23. — 1885. Otto Jäger, *Homers Achilleis*, aus der *Ilias* der Homeriden, hexametrisch deutsch von —.

24. — 1885. E. J. J. Engel, *Odysseuslied*. In der Nibelungenstrophe nachgebildet.

25. — 1890. Emil Engelmann, *Homers Odyssee*, in freier Umdichtung für das deutsche Haus. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von Tischbein, Flaxman, Genelli, Preller, Häberlin, Kepler, Closs, Hoffmann, Unger u. a. In Hex.

26. — 1890. Hermann Grimm, *Homers Ilias*. 1.—9. Gesang. — In einem selbstgeb. daktyl. Mass.

27. — 1891. Oskar Hubatsch, *Homers Odyssee*. In Hex.

28. — 1891. Friedrich Soltau, *Homers Odyssee*, bei Scheidung des Inhalts in 2 Hauptabteilungen und 6 Unterabteilungen aus dem Griechischen metrisch ins

Deutsche übertragen und mit erläuternden Anmerkungen versehen von —. In Hex.

29. — 1891. H. Zimmermann, Homers Ilias 1—8 übersetzt. Gereimte troch. Tetram.

30. — 1894. Th. Dann, Homers Odyssee in deutschen Stanzen.

31. — 1894. Oskar Hubatsch, Homers Ilias. In Hex.

32. — 1895. A. Dühr, Homers Gesänge in niederdeutscher poetischer Übersetzung. 1. T. Ilias. In Trochäen.

33. — 1895. Hermann Grimm, Homers Ilias, zehnter bis letzter Gesang.

34. — 1896. A. Schäfer, Kleiner deutscher Homer, Ilias und Odyssee im Auszuge. Verdeutsch mit Anmerkungen und Zusätzen.

35. — 1897. J. Ehlers, Homers Odyssee, übersetzt.

36. — 1897. E. Irmischer, Homers Odyssee. Nachdichtung. 6. und 22. Buch.

37. — 1897. Hermann von Schelling, Homers Odyssee, nachgebildet in achtzeiligen Strophen.

Dazu finde ich noch ohne nähere Angaben in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen erwähnt die Übersetzungen von

38. Fahland, in den kurzen Reimpaaren des mittelhochdeutschen höfischen Epos und

39. Stadelmann, in der Nibelungenstrophe.

Ferner erwähnt H. Morsch in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 12. Jahrg., 8. Heft, S. 501:

40. Heinrich Schwarzschild, Homers Odyssee. Frankfurt 1876. — In Stanzen.

Nicht unbedeutend, wie man sieht, ist die Zahl derjenigen, die während des 19. Jahrhunderts Voss die Palme streitig gemacht und nicht selten ein gutes Stück Lebensarbeit daran gesetzt haben, ihrer Nation nun endlich den deutschen Homer zu geben. Ein hochideales Streben, aber auch ein bisher noch nicht gestilltes Verlangen spricht sich meiner Meinung nach in diesen Namen und Zahlen aus. Es sind Namen darunter, die auch sonst einen guten Klang haben, so Fr. A. Wolf, der allerdings nur geringe Bruchstücke übersetzt hat, Donner, Herman Grimm, Wilhelm Jordan; sogar ein ehemaliger preussischer Staatsminister Dr. H. von Schelling ist darunter. Die so skizzierte Geschichte der deutschen Homerüber-

setzung im 19. Jahrhundert weiter auszuführen, wäre vielleicht ein nicht ganz unverdienstliches Unternehmen. Allein dazu fehlt mir auf den vorliegenden Blättern der Raum und fürs erste die Zeit. Doch mit den wichtigsten von ihnen werde ich mich etwas näher zu beschäftigen haben.

Die Homerübersetzer des 19. Jahrhunderts kann man im allgemeinen in zwei grosse Klassen einteilen, nämlich erstens in solche, die in Vossens Spuren weiterwandeln und zweitens in solche, die eigene Wege gehen. Zu den letzteren zähle ich alle diejenigen, die den Homer nicht im Hexameter und auch nicht in Prosa verdeutscht, sondern sich ein andres Versmass ausgesucht haben. Denn das Versmass ist von grosser Wichtigkeit. Es giebt nicht nur dem Ganzen gleich einen ganz andern Ton und Klang, sondern es ist auch, wie wir schon sahen und noch sehen werden, von ungeheuerem Einfluss auf den Stil. Schon einer der ersten, die sich an die Übersetzung Homers herangemacht haben, Joh. Spreng, hatte im Jahre 1610 die Ilias „in artliche deutsche Reime gebracht,“ ein Buch, das übrigens kurz nacheinander, 1617, 1620, 1625 und 1630, viermal neu aufgelegt wurde. Nach den Knittelversen dieses frühen Versuches folgte im 18. Jahrhundert noch eine ganze Reihe von Anläufen in gereimten und ungereimten deutschen Versen, die keine Hexameter waren, vgl. Schroeter a. a. O. Selbst Bürger noch hatte von 1771—1781, von Goethe selbst ermuntert, an seinem Homer in fünffüssigen Jamben übersetzt und mit Stolbergs Hexametern kecken Mutes den Wettkampf aufgenommen und lange genug den Platz behauptet, bis er 1784 an seinem Versmass irre wird und die Waffen wechselt. Seine „markige, nervenstraffe Teutschheit“ muss der classicistischen Richtung der Zeit ihren Tribut entrichten, und auch er greift zum Hexameter. Seit Stolberg und durch Voss gelangt dann der Hexameter in der Homerübersetzung fast zur ausschliesslichen Herrschaft. Aber es fehlte auch nicht an Versuchen, ihn zu verdrängen. Solche sind im 19. Jahrhundert von Rinnes, Carlowitz, Gravenhorst, Grimm, Zimmermann, Irmischer und andern gemacht worden. Sie sind als gescheitert zu betrachten, wenigstens insofern sie keine Verbreitung gefunden haben. Über ihren Wert möchte ich kein absprechendes Urtheil fällen, denn sie haben mir nicht alle vorgelegen, und soweit sie mir vorliegen, habe ich noch nicht die Zeit gefunden, mich hinreichend in sie zu vertiefen. Das aber ist sehr nötig, bevor man

es wagen darf, über solche Arbeiten zu urteilen. Zwei Arbeiten dieser Art scheinen es aber zu fordern, etwas länger bei ihnen zu verweilen, teils wegen ihrer Neuheit — vielleicht haben sie ja noch eine Zukunft — teils auch wegen ihrer Eigenartigkeit, ich meine die *Odyssee* von Herman von Schelling und die *Ilias* von August Dühr.

Im Jahre 1897 erschien bei R. Oldenbourg in München „die *Odyssee*, nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Herman von Schelling“. Verfasser ist der ehemalige preussische Justizminister Dr. H. von Schelling. Ich erwähne das, einmal weil es in die Geschichte der deutschen Homerübersetzung gehört, dann aber auch weil es mich freut, dass preussische Minister ihre Mussestunden mit Homer ausfüllen. In der Vorrede erwähnt der Verfasser, dass er nicht die Erwartung hegt, den Besitzstand der Vossischen Übersetzungen durch seine Arbeit zu stören, und dass diese zunächst aus dem persönlichen Bedürfnis entstanden ist, eine Form zu finden, welche einigermaßen ein Abbild der Klangfülle des griechischen Textes gewähre, wozu der deutsche Hexameter seines Erachtens nicht geeignet sei. Er wählt also nach dem Vorbilde Schillers (*Übersetzung der Äneis*) die klangreiche Form der achtzeiligen Stanze. Ich setze die drei ersten Strophen des ersten Gesanges als Probe hierher:

Den Helden, den erfahrungsreichen, preise
Dein Lied, o Muse, der umhergeschweift
Von Land zu Land auf irr verschlungner Reise,
Nachdem er Trojas heil'ge Burg geschleift;
Er lernte vieler Menschen Denkungsweise,
Sein Aug hat manchen Volkes Stadt gestreift,
Doch musst er, auf der See umhergeschlagen,
Des Leides viel in seiner Seele tragen;

Ums eigne Leben rang er und nicht minder
Um Rückkehr seiner Kriegsgefährten Schar;
Doch nicht gelang sein Mühn; denn sie in blinder
Vermessenheit vergassen der Gefahr
Und schlachteten des Sonnengottes Rinder.
Doch der beraubte sie für immerdar
Des Tags der Heimkehr; lass davon uns Kunde,
O Tochter Zeus', entschlüpfen deinem Munde!

So viel der Griechen sich gerettet, alle
Schon fanden sich in ihrer Heimat Gaun,
Dem Krieg entronnen und dem Meeresschwalle;
Nur ihn allein, begierdevoll zu schaun
Sein Ehgemahl und seiner Väter Halle,
Ihn hielt noch die erhabenste der Frau,
Kalypso, fest im felsumwölbten Saale,
Die Göttin, ihn begehend zum Gemahle.

Es ist eine tönende, klangvolle Form, der sich das Ohr des Deutschen unmöglich verschliessen kann und noch niemals verschlossen hat, und man muss sagen, dass von Schelling dieses nicht leichte und für einen Übersetzer mit doppelten und dreifachen Schwierigkeiten verbundene Mass im allgemeinen mit grossem Geschick zu handhaben versteht. Dabei muss man allerdings darüber hinwegsehen, dass Reimpaare wie diese: dawider—Gebieten; Schneide—Geleite; besorgen—gehorschen; Worten—worden; streichen—neigen usw. verhältnismässig nicht selten sind. Etwas andres macht sich schon störender geltend. Nämlich die Form der strenger gebauten Stanze erfordert es, dass durch den metrischen Reimsatz der Stanzenstrophe auch ein Gedankenganzes abgeschlossen und abgerundet werde. Das ist bei dem Charakter der Homerischen Dichtung dem Nachdichter nicht möglich gewesen. Wo es versucht wird, leidet nicht selten durch Dehnungen oder Zusammenziehungen der Gedanke. Wo es nicht gelingt, wo der Gedanke nicht nur, sondern auch der grammatische Satz aus einer Strophe in die andre gleiten, geht doch einer der Hauptreize der Stanze verloren.

Was die Sprache angeht, so ist dieselbe durchaus edel, vornehm und gewählt, getragen fast immer von hohem dichterischem Schwunge. Plattheiten, Geschmacklosigkeiten, Verstösse gegen Grammatik und Satzbau wird man vergeblich suchen. Freilich hat ihn das Ringen mit der spröden Form doch vor gewissen Härten und Gezwungenheiten nicht bewahrt. Vgl. 1, 10—20:

Es sollte jetzt auch nicht entkommen er,
Selbst nicht im Kreis der Freunde, bittern Streiten.

2, 220—30: Mentor, des Odysseus Kamerad.

2, 50—60: Schwelgerein, die nie versiegen.

- 6, 40—50: In heitrer Bläue flattert um die Glieder
Der Seligen des Aethers Ozean.
7, 10—20: Sie selber schritt im Thor dem Helden dicht
Vorüber, um zu fördern seine Suche,
Als zartes Mädchen mit dem Wasserkrüge.
14, 30: Und stürzt entgegen bellend seinem Pfade.
1, 60: Und schlürfen mir des Weins Gefunkel aus.

Schon diesen angeführten Ausdrücken merkt man einen gewissen Überschwung der Sprache an, die dadurch doch Gefahr läuft, sich in Widerspruch zu setzen mit homerischer Natürlichkeit und Einfachheit. H. Morsch, der in der Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht, 12. Jahrgang, 8. Heft, und in der Wochenschrift für klass. Philologie, Jahrg. 1897, No. 51, von durchaus wohlwollendem, ja bewunderndem Standpunkte zwei gründliche Recensionen geliefert hat, fügt zu den genannten noch folgende anstössige Stellen: 7, 33: *ἔγὼ δὲ πατρίδ' ἰκοίμην* und mich beglückt der Heimat Vollgenuss; 9, 210: *ὀδμῇ δ' ἠδεῖα ἀπὸ κρητῆρος ὀδώδει* ein Würzeduft entsteigt auf Wonneflügeln; 8, 463: Nausikaa, du edle Königsrebe, wo das Original nichts von „Rebe“ hat. — Auch hat sich der Nachdichter frei gehalten von der Sucht nach ungewöhnlichen Wörtern und Ausdrücken, nach gewagten Neubildungen und Archaismen. Das ist zu loben, denn in einem für weitere Kreise berechneten deutschen Homer bietet der Inhalt so viel Fremdes und Ungewöhnliches, dass die Sprache die Schwierigkeiten nicht noch vermehren darf. Unter den von Morsch angeführten hierhin gehörigen Ausdrücken scheinen mir nur folgende direkt anstössig: Geflamm S. 494; Gekämpf S. 492; Geblinke S. 455; Uferfrohn; gelübdet S. 226; gewürdet S. 235. Dazu kämen wohl noch einige andre, z. B. am holznen Stiel S. 155; zu seines Hofs Gewächte S. 293; vielleicht auch S. 131: in Packen (klebte seinem Haar der Staub an).

Indessen es wäre kleinlich, weiter zu nörgeln. Immerhin zeigt sich an den erwähnten Mängeln die Gefährlichkeit solcher Formen, die von unsern Meistern in kleinern Gedichten, die aber dem Leser geläufig sind, bis zur höchsten Vollendung herausgearbeitet worden sind. Daher treten wir mit den höchsten Anforderungen an sie heran, denen vielleicht auch unsre klassischen Dichter in einem Gedicht von so grossem Umfang kaum zu entsprechen vermocht hätten. Wir Epigonen vermögen es erst recht nicht. Aber der

Leser ist hier und da enttäuscht, und deshalb möchte ich schon aus diesem Grunde zu einfachern Formen raten.

Schelling bindet sich natürlich nicht streng an den Wortlaut des Originals. Das kann er nicht bei der von ihm gewählten Form, darum nennt er auch seine Arbeit nicht eine Übersetzung, sondern eine Nachbildung. Und doch wäre ich dabei wenigstens nach einer Richtung hin weitergegangen, ich meine in der Behandlung der homerischen Beiwörter, jener Klippe für alle bisherigen Übersetzer, von denen ich mit Absicht noch nicht sprach, als ich vorhin die Handhabung der Sprache durch Schelling kurz behandelte. Um dem deutschen Homer Ton und Farbe des Originals möglichst zu wahren, haben die Übersetzer sich abgemüht, die homerischen Beiwörter möglichst treu wiederzugeben, und so sind denn tatsächlich die ochsen- oder farrenäugige Hera und die eulenäugige Athene und der göttliche Sauhirt und die hauptumlockten Achäer und die saumnachschleppenden Weiber und andre Ungeheuerlichkeiten in die deutschen Übersetzungen gekommen. Davor zwar hat Schelling sein guter Geschmack bewahrt; wenn er nun aber *γλαυῶπις* übersetzt „die Augenhelle, die augenhelle Göttin“, so kann diese Prägung, sei sie von ihm oder von einem frühern, was ich im Augenblick nicht sehe, auf keinen Fall gebilligt werden. Der Sinn ist doch: die Göttin mit den hellen, klaren, grossen, schönen Augen; das kann aber nur heissen: helläugig, klaräugig, lichtäugig usw., geradeso wie jemand mit schwarzen Haaren, weissen Armen usw. schwarzhaarig, weissarmig usw. heisst. „Augenhell“ aber heisst: so hell wie ein Auge, geradeso wie haarklein, armdick so viel heisst wie: so klein wie ein Haar, so dick wie ein Arm.

Wie hätte er es aber machen sollen? Der Gebrauch gewisser stehender Beiwörter bei Homer ist ja bekannt. Sie stehen dort, wo sie passen, sie stehen aber auch sehr oft dort, wo sie nicht passen, wo sie stören und die Handlung aufhalten. Sie sind leicht zu erklären als ein bequemes Mittel des epischen Stils, als Versfüllsel, um es gerade herauszusagen, der alte Homeros wird es mir schon verzeihen, wie ich es meine, denn sie sind von den Griechen sicher nicht als Störung empfunden worden. Sie waren eben durch den häufigen Gebrauch abgegriffen und abgeschliffen, so dass man an ihre Bedeutung gar nicht mehr dachte, ähnlich wie wir eine Reihe von bildlichen Redensarten in unsrer Sprache haben, an deren ursprüngliche Bedeutung beim täglichen Gebrauch kein Mensch

mehr denkt. Schwache Ansätze zu einem ähnlichen abgeschliffenen Gebrauche von Eigenschaftswörtern glaube ich in unserer Poesie zu finden, wenn z. B. in der Lyrik immer wieder vom „blauen Himmel“ und in der Balladendichtung vom „guten Schwert“ die Rede ist. Wenn wir nun aber diese im Griechischen abgeschliffenen Beiwörter ins Deutsche übersetzen, so wirken sie in der Übersetzung mit ihrer ganzen ursprünglichen Kraft, und sie wirken befremdend, störend, ja barock und grotesk. Da wäre die grösste Treue wieder die grösste Untreue, und es wird in vielen Fällen nichts andres übrig bleiben, als sie einfach zu übergehen. Das hat Schelling auch vielfach gethan, aber mir scheint, dass gerade er in seiner freien Nachdichtung in diesem Punkte noch etwas weiter hätte gehen können. Oder wird es einen Unbefangenen nicht doch etwas fremd und seltsam anmuten, wenn er immer wieder liest von „den wohlgeformten Zehen“, „den Sandalen herrlich anzusehen“, „den hellglänzenden Doggen“, „den schönbeschiedenen Achäern“, „der augenhellen Göttin“, „der flügelschnellen Rede“, „den hauptumlockten Achäern“, „der Purpurglut“ des Meeres, „dem männerstärkenden Erz“, „der strahlenhellen Pforte“, „dem Wagen mit den schönen Rädern“, „den Zofen mit den schönen Haaren“, „dem steinumdrängten Haus“ usw. usw.? Auch die Rosenfinger der Eos hätten meines Erachtens nicht wiederkehren sollen.

Aber vielleicht hat von Schelling durch diese Beiwörter das homerische Kolorit wahren wollen. Ich glaube nicht, dass es einzig darin oder auch nur hauptsächlich darin besteht. Aber selbst wenn es darin bestände, müsste man es aus den angegebenen Gründen opfern. Wie steht es nun aber sonst mit dem homerischen Kolorit in der Schellingschen Nachdichtung? Schelling hat den Hexameter preisgegeben, und daran hat er, wie ich später noch begründen werde, meines Erachtens wohl gethan, obgleich auch heute die Meinung noch weit verbreitet ist, eine metrische Übersetzung Homers sei nur im Hexameter denkbar.

Ob er aber mit seiner Stanzenform das richtige getroffen hat? Er ist nicht der erste, der diese Form gewählt hat. Aber nach dem, was ich von seinen Vorgängern gelesen habe — es ist noch nicht viel, und ich muss diese Behauptung mit allem Vorbehalt aufstellen, aber ich glaube, sie aufstellen zu können — also nach dem glaube ich, dass er seine Vorgänger überholt hat, und so sehe ich für jetzt von Rinnes, Schwarzschild und Dann ab. Ob nun aber

die Stanzform die richtige ist? H. Morsch giebt sich in dem genannten Hefte der Zeitschrift für den deutschen Unterricht viele Mühe, die Berechtigung und die Vortrefflichkeit dieses Gewandes zu zeigen, indem er zunächst darthut, wie die Schellingsche Stanze die Vossischen Hexameter an Klangfülle und Schönheit der Worte übertrifft. Und darin hat er recht, das ist fraglos ein Unterschied wie Tag und Nacht. Das machen schon die schönen Reime und die ganze edle und gewählte Sprache. Dabei ist es freilich ein eitles Bemühen, den tönenden Vokalreichtum des griechischen Originals sowohl nachahmen als auch bei Schelling nachweisen zu wollen. Das kann die deutsche Sprache einfach nicht, dafür hat sie andere Schönheiten, und der Reim ist ja auch eine davon. Dann aber sucht Morsch die Berechtigung der Stanze zu erweisen aus dem Charakter der Odyssee als Kunstepos, und dieser Beweis allerdings steht auf schwachen Füßen, er hat mich nicht überzeugt. Wenn Morsch die Odyssee für ein Kunstepos erklärt, so werden viele andre dagegen sagen, sie sei kein Kunstepos. Aber selbst zugegeben, die Odyssee sei ein Kunstepos, dann können doch unmöglich die einzelnen Lieder durch die Zusammenfügung zu einem noch so kunstvollen Ganzen viel von ihrer ursprünglichen Volkstümlichkeit verloren haben. Aber vielleicht ist die Stanzform trotzdem ein passendes Gewand für die Odyssee? Die Frage wird sich mit absoluter Gewissheit am allerwenigsten durch theoretische Erörterungen beantworten lassen. Ich für meinen Teil muss erklären, dass ich allerdings noch an die alten „Schlagwörter“ von homerischer Natürlichkeit und Einfachheit glaube, ich glaube sogar, dass darin zuletzt das eigentliche Geheimnis des homerischen Kolorits steckt, während die Beiwörter, die Klangfülle, die sich häufig wiederholenden bestimmten Ganz- und Halbverse nur ganz äusserliche und untergeordnete Mittel sind, die wir, wenn wir sie nicht nachzuahmen vermögen, auch entbehren können. Natur und Einfachheit aber möchte ich nicht entbehren, und sie gehen allerdings bei der schwungvollen Schellingschen Form verloren, und deshalb wieder möchte ich lieber zu einer einfachern Form in schöner dichterischer und echtdeutscher Sprache raten, in einer Sprache, die sich namentlich auch frei hielte von jenem halb griechischen konventionellen Übersetzerdeutsch, das wir Voss verdanken und von dem wir uns seitdem noch nicht haben befreien können. Od. 2, 1—11 lauten z. B. bei Schelling:

Als Eos ihre Rosenfinger reckte,
Die frühe Maid, den Himmelsraum entlang,
Und jetzt der Jüngling, den ihr Schimmer weckte,
Sein Kleid anlegend, von dem Lager sprang,
Ergriff er gleich sein Schwert, das spitzgestreckte,
Indem er's wuchtig um die Schulter schwang,
Und band sich an den wohlgeformten Zehen
Sandalen unter, herrlich anzusehen.

Er trat heraus, und einem Gott zu gleichen
An Hoheit schien er allen, die ihn sahn.
Er gab sogleich den Herolden das Zeichen,
Dass sie mit hellem Klang die Stadt hinan
Zusammenriefen rings die lockenreichen
Achäer auf des Marktes weiten Plan.
Den Rufen folgend, welche rasch erschallen,
Sieht man die Männer nach dem Markte wallen.

Als sich nun drängend hier die Massen breiten,
Bewegt sich nach dem Markte Telemach;
Man sieht zum Volk ihn mit der Lanze schreiten,
Zwei Doggen folgen ihm hellglänzend nach.

Das Original lautet:

Ἦμος δ' ἡριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος ἠώς,
ὥρνυτ' ἄρ' ἐξ εὐνῆσιν Ὀδυσσεύος φίλος υἱός,
εἵματα ἐσσάμενος, περὶ δὲ ξίφος ὃς δὲ θέτ' ὄμω
ποσσὶ δ' ὑπὸ λιπαροῖσιν ἐδήσατο καλὰ πέδιλα,
βῆ δ' ἵμεν ἐν θαλάμοιο θεῶ ἑναλὶγχιος ἄντην.
αἴψα δὲ κηρύκεσσι λιγυφθόγγοισι κέλευσεν,
κηρύσσειν ἀγορὴνδε καρηχομόωντας Ἀχαιοὺς.
οἱ μὲν ἐκέρυσσον τοὶ δ' ἡγείροντο μάλ' ὤκα.
αὐτὰρ ἐπεὶ ῥ' ἤγεσθον ὀμηγερέες τ' ἐγένοντο,
βῆ ῥ' ἵμεν εἰς ἀγορὴν, παλάμη δ' ἔχε χάλκεον ἔγχος,
οὐκ οἶος· ἅμα τῇ γε δύο κύνες ἄργοι ἔποντο.

Das würde ich etwa so übersetzen:

Aber als das goldne Frühlicht
Auf die Erde Rosen streute,
Da erhob sich von dem Lager
Des Odysseus lieber Sprössling;

Und er legte sein Gewand an,
Hing das scharfe Schwert sich
Um die Schulter, band sich unter
Seine Füße die Sandalen,
Und aus dem Gemache schritt er,
Einem Gotte gleich an Hoheit.
Und den Herolden gebot er,
Die langlockigen Achäer
Hellen Rufs zum Rat zu rufen.
Da erscholl ihr Ruf, und eilend
Kamen alle zur Versammlung.
Aber als sie sich versammelt
Und sich alle eingefunden,
Schritt er selber hin zum Ratplatz,
In der Hand die ehrne Lanze,
Und zur Seite als Begleitung
Sprang ihm ein Paar hurt'ger Rüden.

Aber ich muss sagen, dass ich mit stets neuem Vergnügen Abschnitte aus der Schellingschen Odyssee gelesen habe, und Cauer hat recht, wenn er sagt, dass unter den möglichen Formen einer deutschen Odyssee die von Schelling gewählte nicht die schlechteste ist. Ihr gebührt nach meiner Meinung ein ehrenvoller Platz in der deutschen Übersetzungslitteratur.

Eine ganz merkwürdige und jedenfalls originelle Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Homerübersetzung ist der niederdeutsche Homer von August Dühr. Professor Dr. August Dühr, Oberlehrer in Nordhausen, liess im Jahre 1895 bei Lipsius & Tischer in Kiel „Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Übertragung“ erscheinen. Die Odyssee ist im Manuskript fertig und wird demnächst erscheinen. Die Ilias geht in gereimten achtfüssigen Trochäen, während für die Odyssee, von der im Programm des Realgymnasiums zu Nordhausen 1897 Proben erschienen sind, der ungereimte fünffüssige Jambus gewählt ist. Dühr ist der Ansicht, das Hochdeutsche sei zu modern für den alten Homer, und nur eine mundartliche Übertragung sei im stande, die grossartige Wirkung des alten Epos zu erzielen, denn auch Homer hätte in der feinen attischen Sprache keinen Eindruck. Ja, Dühr geht sogar so weit, zu behaupten, allein das Plattdeutsche eigne sich für eine stimmungsvolle Wiedergabe des alten Heldenliedes. Man braucht kein

Verächter des Niederdeutschen zu sein, um mit einer solchen Unterschätzung des Hochdeutschen sich einverstanden erklären zu können. Es wäre traurig bestellt um die deutsche Sprache, wenn es an ihr läge, dass wir bis jetzt noch keine befriedigende Homerübersetzung haben, und es ist auch gar nicht zu fürchten, dass dieser Standpunkt von vielen geteilt wird. Auch gegen die Ansicht lässt sich manches sagen, dass sich der homerische Dialekt zum attischen verhalte wie das Niederdeutsche zum Hochdeutschen. Dieser Satz wäre eher richtig, wenn man an die Stelle von niederdeutsch das Mittelhochdeutsche oder etwa die Sprache Luthers setzte. Und so ist thatsächlich wiederholt die Forderung aufgestellt worden, man solle den Homer nicht etwa ins Mittelhochdeutsche, aber doch wenigstens in der Nibelungenstrophe übersetzen. Es hat auch nicht an solchen Versuchen gefehlt. Aber ich halte sie für verfehlt, wieder weil die genannte Form nicht mehr volkstümlich genug ist, und weil man alles Befremdende von einem für weitere als Gelehrtenkreise bestimmten Homer ängstlich fern halten muss.

Dührs niederdeutsche Ilias ist zwar von denjenigen Kreisen, die den Kultus des Plattdeutschen auf ihre Fahne geschrieben haben, mit Sehnsucht erwartet und mit Begeisterung begrüsst worden. Klaus Groths Verlangen nach einem niederdeutschen Homer ist des Verfassers ermutigender Sporn gewesen, aber diese Kreise sind doch zu klein, und ein niederdeutscher Homer kann uns deswegen den hochdeutschen nicht ersetzen, weil er von zu wenigen gelesen werden kann. Die übrige Kritik, und die wissenschaftliche fast durchweg, hat sich ablehnend verhalten. Von wissenschaftlichen Recensionen sind zu erwähnen:

Velhagen und Klasings Monatshefte 1895/96, Heft 9. — Neue litterarische Blätter 1896, S. 224. — Wochenschrift für klassische Philologie 1896, Nr. 21 (Paul Cauer). — Blätter für litterarische Unterhaltung 1896, S. 359. — Berliner philologische Wochenschrift 1896, Nr. 44 (Legerlotz). — Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1896, S. 850 (O. Glöde). — Deutsche Litteraturzeitung 1896 Nr. 50 (Ferd. Wrede). — Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1897, H. 5. — Preussische Jahrbücher 1897, August-Heft (Paul Cauer, mehr anerkennend). — Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1899, 5. Heft (E. Neumann). Die Bedenken, die in diesen Besprechungen Ausdruck finden, richten sich zum grossen Teil auch gegen den von Dühr gewählten Strelitzer Dialekt sowie gegen

die Art seiner Handhabung durch Dühr: es wird behauptet, er sei mit vielen hochdeutschen Elementen in Satz- und Wortbildung untermischt, so dass auch das niederdeutsch redende Volk ihn nicht verstünde (Glöde), auch der Vers und seine Handhabung wird getadelt, namentlich wird Dühr auch vorgeworfen, dass er in der Ausdrucksweise auf ein zu niedriges Niveau herabsteige, so dass seine poetische Übertragung unwillkürlich den Charakter einer Travestie annehme. Das ist der schwerste Vorwurf, der ihm gemacht werden kann! Ich kann leider das einzelne nicht nachprüfen, weil ich des Niederdeutschen nicht mächtig genug bin. Ich will auch nicht verschweigen, dass Dührs Arbeit bei ihrem Erscheinen, namentlich in einzelnen Tageszeitungen, hoch gelobt worden ist, jedoch wenn man die Stimmen zählt, und namentlich wenn man sie wägt, sinkt die Wagschale tief zu des fleissigen Mannes Ungunsten. Das ist sehr zu bedauern, und es ist bedauert worden, dass so viel Fleiss, so viel Energie, so viel Mut und auch so viel Talent auf eine Aufgabe verwendet worden ist, die vielleicht gar nicht zu lösen war. Darum ist aber, das möchte ich wenigstens hervorheben, Fleiss, Mut und Talent keineswegs nutzlos verschwendet. Wie der griechische Homer nicht das Werk eines von den Musen entsendeten Meisters ist, und wie es der hochdeutschen Schriftsprache trotz fast zweihundertjährigen heissen Bemühens bisher noch nicht gelungen ist, eine befriedigende Übertragung zu stande zu bringen, so war es von vornherein doch wohl etwas vermessen, auf einmal und beim ersten Male den grossen Wurf thun zu wollen, und dazu noch in einer Sprache, der zwar zur Schilderung des Alltagslebens des gemeinen Mannes sowie auch der feinern Regungen des tiefen deutschen Gemüts die nötigen Mittel zu Gebote stehen, die aber zur Schilderung des homerischen Götter- und Heldenpathos sowie des ganzen fremdartigen altgriechischen Lebens entschieden nicht entwickelt genug war. Dem wackern Vorkämpfer aber möchte ich trotz allem ein kräftiges Glückauf zurufen zu weiterm Schaffen. Er wird ja nicht verhärtet sein gegen die Stimmen einer berechtigten Kritik, und er wird ja wissen, wie er sie am besten zum Verstummen und vom Tadeln vielleicht zum Loben bringen kann. Vielleicht ist auch die Odyssee, schon vermöge ihres mehr idyllischen Charakters, auch wohl wegen des geänderten Versmasses, besser gelungen. Wünschen wir ihr ein baldiges Erscheinen in möglichst gelungener und vollkommener Gestalt, den hochdeutschen Homer wird sie

doch nicht überflüssig machen und auch die deutsche Einheit nicht gefährden, was Legerlotz von einer geplanten plattdeutschen Bibel befürchten möchte.

Während Dühr und von Schelling als Vertreter derjenigen Homerübersetzer behandelt sind, die auf eignen Wegen wandeln, folgen andere, wenigstens hinsichtlich der Form, aber auch in andern Dingen, den Spuren Vossens. Wie aus der obigen Übersicht zu ersehen ist, haben nach Voss nicht wenige den Homer in Hexametern übersetzt. Unter ihnen werden ziemlich einstimmig als die bedeutendsten anerkannt Wilhelm Jordan und Oskar Hubatsch. Von diesen hat zunächst Wilhelm Jordan, schon wegen seiner übrigen Werke und wegen seiner ganzen Dichterpersönlichkeit, berechtigten Anspruch auf unsre Beachtung. Vor mehr als einem Vierteljahrhundert liess der nun hochbetagte Frankfurter Dichter zum ersten Mal seine Odyssee erscheinen: Homers Odyssee übersetzt und erklärt von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag 1875. Leipzig, F. Volckmar. Ihr folgte 1891 Homers Ilias, Übersetzt und erklärt von Wilh. Jordan. Frankfurt a. M., Wilh. Jordans Selbstverlag 1891. Leipzig, F. Volckmar. 1889 erlebte die Odyssee und 1892 die Ilias die 2. Auflage. Weitere Auflagen sind wohl noch gefolgt.

Wenn Jordan vorhin ein Nachfolger Vossens genannt wurde, so darf das nicht missverstanden werden. Nachfolger Vossens sind ja mehr oder minder alle Homerübersetzer. Und wenn Jordan auch Voss in der Wahl des Hexameters und in manchen andern Dingen, wie wir noch sehen werden, gefolgt ist, so verleugnet sich die selbständige und eigenartige Dichterpersönlichkeit, die in seinen übrigen Werken oft so scharf hervortritt, auch in seinem Homer nicht. Sein starker Wille und ein ernstes Streben nach Selbständigkeit treten in seiner Einleitung zur Odyssee hervor, freilich will mir scheinen, als ob dagegen die Ausführung zurückbliebe, so schwer ward es auch ihm, sich aus dem Bannkreis zu befreien, den Voss um uns alle gezogen hat. Doch gehen wir ins einzelne.

In der Einleitung wendet sich Jordan zunächst gegen die Forderung der wörtlichen Treue, indem er darauf hinweist, dass wir vielleicht nicht einmal für den fünften Teil des homerischen Sprachschatzes deckende deutsche Ausdrücke aufzutreiben vermöchten, ein Gedanke, der noch viel schärfer ausgesprochen werden könnte. Deshalb sei es ein Zeichen grosser Unwissenheit, eine

wörtliche Übersetzung überhaupt für möglich zu halten, was doch das Ziel seiner Vorgänger gewesen sei. Dann fährt er fort: „Ihr merkliches Bestreben, sogar die griechische Wortfolge beizubehalten, hat mir die deutsche Redeweise verboten. Auch die Wahl derselben Wortgattungen und nächstgleichen Wortformen wird man bei mir weit mehr vermissen. Ich erziele die Leistung eines Eigenschaftswortes nicht selten durch ein Zeitwort, Hauptwort, Adverb und abwechselnd umgekehrt. Selbst auf die deckende Versfolge, die meine Vorgänger aufs strengste einzuhalten bemüht waren, hat meine Übersetzung vielfach verzichten müssen. Unsrer andrer Denkweise und Satzordnung machten es bei meinem Plan oft zur Pflicht, einen nachfolgenden Vers oder Halbvers voranzustellen. Auch habe ich zuweilen einen griechischen Hexameter nicht anders als mit deren anderthalb in gutem Deutsch wiederzugeben gewusst. Ferner kommt es vor, dass ich drei mit zweien und selbst zwei mit nur einem erschöpfen konnte. — Ein wörtlicher Abklatsch ist also meine Arbeit nicht.“

Das klingt heute, nicht allen, aber hoffentlich vielen, so selbstverständlich, dass ich es fast naiv nennen möchte. Wer aber die Vossische Schule kennt, wird Jordans Redeweise begreiflich finden. Sehen wir nun, wie er diese Grundsätze ins Praktische übersetzt hat. Es klingt fast wie Entschuldigung, wenn Jordan sagt: „Selbst auf die deckende Versfolge hat meine Übersetzung vielfach verzichten müssen“, und: „Auch habe ich zuweilen einen griechischen Hexameter nicht anders als mit deren anderthalb in gutem Deutsch wiederzugeben gewusst. Ferner kommt es vor, dass ich drei mit zweien und selbst zwei mit nur einem erschöpfen konnte.“ Fast schüchtern ist es ausgesprochen, und fast schüchtern ist auch die Ausführung des Entschlusses, sich loszureissen von der unheilvollen Schablone, Vers für Vers zu übersetzen und aus je einem homerischen Hexameter von 15—17 Silben je einen deutschen von ebenfalls 15—17 Silben zu schmieden. Im ersten Buch der Odyssee ist an 9 Stellen der deutsche Text um je einen Hexameter kürzer, an 2 Stellen um je einen Hexameter länger geworden. Um je einen Hexameter kürzer ist ferner der deutsche Text im 2. Gesang an 6, im 3. an 2, im 4. an 10 Stellen; um je einen Vers länger als das Original ist die Übersetzung im 2. Gesang an 7, im 3. an keiner, im 4. an 6 Stellen. In den übrigen Gesängen mag das Verhältnis ein ähnliches sein. Man sieht, der Versuch

ist nur schüchtern unternommen, und im allgemeinen muss man sagen, dass auch Jordan noch Vers für Vers übersetzt, wobei es allerdings öfter vorkommt, dass die deutsche Übersetzung aus dem einen in den andern Vers des Originals übergreift. Aber immerhin war ein Anfang gemacht, und dazu gehörte schon ein bestimmtes Mass von Mut und Selbständigkeit. Wer noch an der Richtigkeit des von Jordan eingeschlagenen Weges zweifeln sollte, der lese von Wilamowitz, Einleitung zum Hippolytos, wo er von Droysen sagt, dass er sich in seinen trefflichen Übersetzungen vom Schlandrian, d. h. von der wörtlichen Treue und den Vermassen der Urschrift, um so weiter entfernt, je sicherer er des Verständnisses ist, je mehr er es wagen kann, des Dichters Gedanken, Empfindungen und Stimmungen frei aus sich zu geben, weil er sie ganz in sich aufgenommen hat.

Ferner weist Jordan in der Einleitung auf die Beherrschung der deutschen Sprache durch seine Vorgänger hin. Voss hätten zur Wiedergabe der mehr als zehntausend griechischen Wörter Homers ungefähr neunzehntausend deutsche zur Verfügung gestanden. Aber „ausreichend zur Vollwechslung eines sprachlichen Krösus unter den Dichtern ist das Betriebskapital an deutschen Worten und Wendungen noch bei keinem meiner Vorgänger gewesen“. So sagt Jordan, und er strebt sichtlich nach diesem Ziele, gewiss ein löbliches Bestreben, aber es will mir fast scheinen, als ob er darin etwas zu weit gegangen sei. Gewiss ist es gerechtfertigt und zu loben, wenn ein Dichter darnach strebt, die Sprache zu bereichern durch Aufnahme neuer Wörter und Wendungen aus der alten Sprache, aus den Mundarten, den Standessprachen, der Umgangssprache usw. Aber es giebt da eine gewisse Grenze. Wenn man „Huldin“ liest für *διὰ θεάων* oder „Knappe“ für *θεράπων* Il. 15, 401, so erinnert das doch unwillkürlich an Bürgers missglückten Versuch, uns Homer als altdeutschen Barden vorzuführen. „Nestor becherte noch immer“ = *Νέστορα πίνοντα* etc. Il. 14, 1 klingt mir etwas burschikos, wie auch das „Top“! Il. 14, 271 u. ö. sich mit dem homerischen Pathos nicht recht vereinigen lässt. Andre ungewöhnliche Wörter und Wendungen, die ich indes keineswegs alle tadeln möchte, sind z. B.: Il. 14, 14: über den Sterten = *ἐπὶ πρυμνῆσιν*, was wohl ein Druckfehler ist für „Sternen“, was öfter vorkommt; derselbe Gegenstand heisst 18, 76: „Geheck“; 14, 77: vertauen = *δρμίσσομεν*; 277 leuchtendarmig = *λευκώλερος*;